

Stephan Stockmar

»Rückwendung in sein eigen Ich / Hauptsächlich Fortschritt ...«

Die Entstehung der Metamorphose-Idee aus Goethes Lebensgang – Teil II

Der erste Teil dieses Artikels handelte vom ›Verschwinden der Mauer,‹ von der Zusammenführung des als getrennt Erfahrenen: vom »Gewahrwerden der wesentlichen Form« in der konkreten Erscheinung. Der Weg dorthin führt Goethe aus dem kühlen Weimar ins sonnige Italien: Mit Überschreitung der Alpen keimt wieder sein Interesse an der Welt. Rom, deren »Hauptstadt« und heiß ersehnte erste Etappe der Reise, wird ihm zum Knotenpunkt, der ihn »bis aufs innerste Knochenmark« umschmilzt. Und auf Sizilien, an der äußersten Peripherie Europas gegenüber Afrika, vollzieht sich schließlich die befruchtende »geistige Anastomose«. An diesem »Wendepuncte des ganzen Abenteuers« tut sich ihm ein blühender Weltgarten auf. – Doch ruht sich Goethe auf dem Erreichten nicht aus. Nach Monaten des emsigen Studierens und Übens in Rom kehrt er zurück ins »Exil« – »in sein eigen Ich« – und bringt als Frucht der Verwandlung die »Metamorphose der Pflanzen« hervor.

Die Abhandlung »Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären«, zu Ostern 1790 erschienen, ist laut Goethes eigener Aussage eine von drei unmittelbaren schriftlichen Früchten seiner Italienreise.¹ Sie kommt ausgesprochen nüchtern daher und beschreibt durchaus nicht nur die verschiedenen Blattgestalten, wie sie an der (einjährigen) Pflanze im Rhythmus von Ausdehnung und Zusammenziehung aufeinander folgen – in immer neuen Formen und doch immer als das gleiche Organ. Eine wichtige Rolle spielt auch das physiologische Geschehen; ja in ihm sieht Goethe geradezu den Motor für die gestaltliche Verwandlung. Sicherlich meint er gerade diesen Aspekt, wenn er den Versuch unternimmt, die Metamorphose »zu erklären«.²

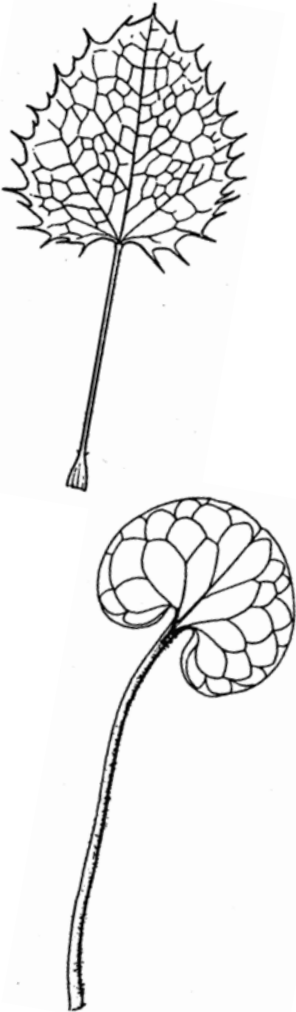
Er beschreibt, wie »die Blätter hauptsächlich ihre erste Nahrung den mehr oder weniger modifizierten wässerigen Teilen zu verdanken haben, welche sie dem Stamme [und dieser über die Wurzeln der Erde] entziehen«. Ihre »größere Ausbildung und Verfeinerung« sind sie jedoch »dem Lichte und der Luft schuldig«. (§24) Die zunächst vergleichsweise »roheren« Flüssigkeiten gelangen über die Gefäße des Stängels in die sich ver-

Von der Erklärung zum Bild

1 Die beiden anderen sind der griechischen Kunst (»Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil«, 1788) und den Sitten der Völker (»Römischer Karneval«, 1789) gewidmet; siehe »Schicksal der Handschrift«, 1817, in Hamburger Ausgabe (HA) 13, S. 102

2 In dem Heft *Zur Morphologie I* von 1817 erscheint die Arbeit unter dem Titel »Die Metamorphose der Pflanzen«; HA13, S. 64ff.

3 Siehe auch Stephan Stockmar: *Zum Phänomen der Blüte. Eine Frühlings- und Osterbetrachtung*, in DIE DREI 4/2003.



Blätter mit an der Peripherie »anastomosierenden« Blattnerven (oben: Berberitze; unten: Haselwurz). Aus: Andreas Suchantke: *Metamorphose. Kunstgriff der Evolution*, Stuttgart 2002.

zweigenden Rippen oder Adern des Blattes (dessen Gestalt sie konstituieren), kommen dort mit Luft und Licht in Berührung und werden dann – dank der »Anastomose«, der Wiedervereinigung der Rippengefäße an der Peripherie des Blattes – in nun veränderter (verfeinerter und gereinigter) Form zum Ausgangspunkt des Blattes am Stängel, dem Knoten, zurückgeführt:

Man hat sich durch Erfahrungen unterrichtet, daß die Blätter verschiedene Luftarten einsaugen, und sie mit den in ihrem Innern enthaltenen Feuchtigkeiten verbinden; auch bleibt wohl kein Zweifel übrig, daß sie diese feineren Säfte wieder in den Stengel zurück bringen, und die Ausbildung der in ihrer Nähe liegenden Augen dadurch vorzüglich befördern. (§26)

Insofern erhält der folgende Knoten und das an ihm sich entwickelnde Blatt nicht nur die aus der Erde aufgenommenen Säfte, sondern auch die an Luft und Licht verfeinerten.

Indem nun auf diese Weise die roheren Flüssigkeiten immer abgeleitet, reinere herbeigeführt werden und die Pflanze sich stufenweise feiner ausarbeitet, erreicht sie den von der Natur vorgeschriebenen Punkt. Wir sehen endlich die Blätter in ihrer größten Ausbreitung und Ausbildung und werden bald darauf eine neue Erscheinung gewahr, welche uns unterrichtet, die bisher beobachtete Epoche sei vorbei, es nahe sich eine zweite, die Epoche der Blüte. (§28)

Nun ziehen sich die Blätter von der Peripherie her zusammen, werden kleiner und verlieren ihre Gliederung. Schließlich treten sie zu einem Kreis gleichförmiger Gestalten zusammen, den Kelch, aus dessen Mitte sich als Höhepunkt der zweiten Epoche die farbige Blüte als Ausdruck einer höheren Reinheit entfaltet. Hier herrscht nun nicht mehr ein zeitliches Nacheinander, sondern Gleichzeitigkeit. Im Zentrum stehen die bis auf eine einzelne Rippe zusammengezogenen Staubblätter um die ebenfalls fadenförmigen Griffel der Fruchtblätter. In diesem Zustand höchster Reduktion ist eine unmittelbare Anastomose nicht mehr möglich; sie geschieht nun auf gleichsam »geistige« Art und Weise im Vorgang der Befruchtung: Das Staubkorn, das den »höchst feinen Saft« – den fast schon immateriellen männlichen Samen – enthält, löst sich von der Pflanze ab, um von den Narben der weiblichen Organe »ingesogen« zu werden und so die Befruchtung zu bewirken.³

Das von Goethe beschriebene Geschehen der Umwandlung der Säfte entspricht im Prinzip dem, was wir heute als Photosynthese bezeichnen. Deren Erforschung stand damals noch ganz in

den Anfängen, und man kann zeigen, wie Goethe alles, was zu seiner Zeit diesbezüglich bekannt war, in seine Untersuchungen mit einbezogen hat. Doch er ist darüber hinausgegangen und hat in der ange deuteten Art und Weise ein in sich schlüssiges Bild gestaltet, das durchaus auch auf konkreten ökologischen Beobachtungen beruht:

Man hat bemerkt, daß häufige Nahrung den Blütenstand einer Pflanze verhindere, mäßige, ja kärgliche Nahrung ihn beschleunige. Es zeigt sich hierdurch die Wirkung der Stammblätter ... noch deutlicher. Solange noch rohere Säfte abzuführen sind, so lange müssen sich die möglichen Organe der Pflanze zu Werkzeugen dieser Bedürfnisse ausbilden. Dringt übermäßige Nahrung zu, so muß jene Operation immer wiederholt werden, und der Blütenstand wird gleichsam unmöglich. Entzieht man der Pflanze die Nahrung, so erleichtert und verkürzt man dagegen jene Wirkung der Natur; die Organe der Knoten werden verfeinert, die Wirkung der unverfälschten Säfte reiner und kräftiger, die Umwandlung der Teile wird möglich und geschieht unaufhaltsam. (§30)

Im Sinne der modernen Physiologie müßte man den Vorgang folgendermaßen beschreiben: Aus Kohlendioxid, einer von der Pflanze eingesaugten »Luftart«, und Wasser, »den in ihrem Innern enthaltenen Feuchtigkeiten«, die die Pflanze über die Wurzeln aus der Erde aufnimmt, entsteht unter Einwirkung des Sonnenlichtes mit Hilfe des grünen Blattfarbstoffes organische Substanz (Zucker und andere Kohlenhydrate) und Sauerstoff, eine andere »Luftart«, die sich in den Blättern findet, bevor sie an die Atmosphäre abgegeben wird. Die neugebildete organische Substanz wird in Form feinerer Säfte wieder in den Stängel zurückgebracht



10.

Aufbau des Stengels; links: Blattfolge bis zur Blüte, rechts: Entfaltung, Zusammenziehung und Folge der Knoten (CG VB, Nr. 86 und 90), zu § 112.

Handzeichnungen von Goethe, aus: Johann Wolfgang von Goethe: *Die Metamorphose der Pflanzen. Mit Erläuterungen und einem Nachwort von Dorothea Kuhn, Weinheim 1984.*

4 Siehe oben. Goethe hat sich mit dieser Frage noch im hohen Alter beschäftigt. Am 21 Januar 1832, also nur zwei Monate vor seinem Tod, antwortet er dem Chemiker Heinrich Wilhelm Ferdinand Wackenroder, der auf seine Veranlassung hin die Luftart in Schoten des Blasenstrauches näher bestimmt hatte und dort die Luft auf ähnliche Weise verändert fand wie in den Lungen der Tiere (ein Hinweis, dass die Pflanze nicht nur assimiliert, sondern auch atmet). Goethe selbst ist »geneigt zu glauben, es müsse sich eine Sukzession von Entwicklungen und *Aneignungen* noch bestimmter anzeigen lassen« (Hervorhebung durch den Autor). Zu Beginn des Schreibens heißt es: »Daß die Steigerung, die wir bei Bildung der Pflanzen von Knoten zu Knoten gewahr werden, durch eine Sonderung und Mischung der von der Wurzel ausgesogenen Feuchtigkeiten, verbunden mit dem [sic] aus der Atmosphäre einwirkenden Ingredienzen bewirkt wird, glauben wir mit Augen zu sehen, indem eine immer vollkommene Gestaltung sich zuletzt bis zu der neuen Fortpflanzung erhebt ...« – HA Briefe 4, S. 467 und Anm. S. 668f.

Durch das Bild hindurch zur Kraft

und zu den Orten des Wachstums, der Wurzel, den Knospen und Augen geleitet. – Beide hier angedeuteten Säfteströme, der von den Wurzeln aufsteigende und der aus den Blättern als Ort der Photosynthese kommende nehmen ihre Bahn durch die Gefäße, deren letzte Ausläufer die Blattrippen sind.

Von einer von Knoten zu Knoten zunehmenden ›Reinigung‹ der Säfte, die die stufenweise Umwandlung der Organe bewirkt, kann man im Zusammenhang mit der Photosynthese so allerdings nicht sprechen. Hier müsste man sich heute in die Entwicklungsphysiologie der Pflanze und ihre Steuerung durch genetische und Umweltfaktoren vertiefen. Das kann und soll an dieser Stelle nicht geleistet werden, da es uns nicht in erster Linie um eine Kausalerklärung geht, sondern um ein qualitatives Verständnis des Entwicklungsgeschehens als solchem.

Goethe verfolgt zwar den Ansatz einer *Erklärung*, lässt sich jedoch nicht auf einen Reduktionismus ein, der heute bei einem mehr oder weniger komplizierten System chemischer Reaktionskaskaden und Rückkoppelungsmechanismen landen und die Pflanze selbst aus den Augen verlieren würde. Sein Bezugspunkt ist immer das konkrete, in die Natur eingebettete, doch sich aus dieser Einbettung eigenständig erhebende Pflanzenwesen, ein sich durch zunehmende Subordination der Teile unter ein Ganzes auszeichnender Organismus. Entsprechend stellt er dar, wie der Blühimpuls erst dann einsetzt, wenn die Pflanze einen gewissen Grad an Unabhängigkeit von der sie ernährenden Umwelt gewonnen hat.⁴ Insofern entspricht seine Metamorphose-Idee wohl tatsächlich der evolutiven »Höherentwicklung« im Sinne einer Zunahme an Verinnerlichung des Stoffwechselgeschehens und auch gestaltlicher Autonomie gegenüber der Umwelt und ist von ihm sicherlich auch als »Modell« für die Entwicklung der Organismen durch die Zeiten verstanden worden.⁵

Gleich zu Beginn seiner Abhandlung erklärt Goethe, dass er hier die Pflanze nur insofern betrachten wolle, »als sie einjährig ist«. (§6). Doch wenn man nun erwartet, dass er systematisch eine konkrete einjährige Pflanze in ihrer Entwicklung aus dem Samen bis zur Blüte beschreibt, geht man fehl. Tatsächlich geht er von einem imaginären Entwicklungsmodell aus, um dann auf jeder Stufe zahlreiche Beispiele und auf diesem Wege die ganze Vielfalt der pflanzlichen Erscheinungen einzubeziehen – ganz unabhängig davon, ob es sich um ein- oder mehrjährige Pflanzen, Bedeckt- oder Nacktsamer, ja sogar Ein- oder Zwei-

keimblättrige handelt. So entsteht im Leser ein hochdifferenziertes, mosaikartiges *Bild* der Pflanzenwelt, das abstrakt und konkret zugleich ist, in dem Allgemeines und Besonderes sich so vollkommen durchdringen – ohne sich zu vermischen! –, dass man Eines vor Augen zu haben meint. Es ist kein Bild, wie es Goethe unmittelbar in der Natur entgegengetreten ist, z.B. im öffentlichen Garten von Palermo, auch kein Bild, das auf naturalistische Manier eine Allegorie inszeniert, sondern ein von ihm durch bloße Komposition gestaltetes. Doch ist es darum nicht minder natürlich: Die ganze Pflanzennatur spricht sich in ihm aus – in ihrer sich ausbreitenden Fülle wie auch in ihrer sich aus dieser erhebenden stufenweisen Entwicklung.⁶

Um der Gefahr zu entgehen, dass dieses systematisch, aber stets lebendig aufgebaute Bild zum Schluss doch zur bloßen Vorstellung gerinnt, bedient Goethe sich eines weiteren Kunstgriffes: Hat er sich eingangs zum Ziel gesetzt, die »regelmäßige Metamorphose« zu beschreiben; »denn sie ist es, welche sich von den ersten Samenblättern bis zur letzten Ausbildung der Frucht immer stufenweise wirksam bemerkbar läßt, und durch Umwandlung einer Gestalt in die andere, gleichsam auf einer geistigen Leiter, zu jenem Gipfel der Natur, der Fortpflanzung durch zwey Geschlechter, hinauf steigt«. (§6) So löst er am Schluss alles Festlegende wieder auf:

Es versteht sich hier von selbst, daß wir ein allgemeines Wort haben müßten wodurch wir dieses in so verschiedene Gestalten metamorphosirte Organ bezeichnen, und alle Erscheinungen seiner Gestalt damit vergleichen könnten: gegenwärtig müssen wir uns damit begnügen, daß wir uns gewöhnen die Erscheinungen vorwärts und rückwärts gegeneinander zu halten. Denn wir können eben so gut sagen: ein Staubwerkzeug sey ein zusammengezogenes Blumenblatt, als wir von dem Blumenblatte sagen können: es sey ein Staubgefäß im Zustande der Ausdehnung; ein Kelchblatt sey ein zusammengezogenes, einem gewissen Grad der Verfeinerung sich näherndes Stengelblatt, als wir von einem Stengelblatt sagen können es sey ein, durch Zudringen roherer Säfte ausge dehntes Kelchblatt. (§120)

Nachdem er gerade den Blattcharakter aller pflanzlichen Organe demonstriert hat, ist ihm nun also sogar der Begriff des Blattes selbst suspekt, denn mit ihm verbinden sich zunächst ganz bestimmte Vorstellungen. Und auch die Ausrichtung auf ein festes Ziel relativiert er, in dem er dazu auffordert, »die Erscheinungen vorwärts und rückwärts gegeneinander zu halten«. Was bleibt, ist eine Hinlenkung des Bewusstseins auf wirkende Kräfte.

5 Siehe Bernd Rosslenbroich: *Zur Evolution der organischen Autonomie*, in: *Elemente der Naturwissenschaft* 81, 2004, S. 40ff und 82, 2005, S. 107ff. Sowie Wolfgang Schäd: *Zeitgestalten der Natur. Goethe und die Evolutionsbiologie*, in: Peter Matusek (Hrsg.): *Goethe und die Verzeitlichung der Natur*, München 1998, S. 345-382, bzw. in etwas abgeänderter Form unter dem Titel *Das Denken in Entwicklung* in *DIE DREI* 3/ 1996, S. 188-201; 5/1996, S. 433-453; 6/1996, S. 544-557.

6 Hierzu siehe insbesondere Andreas Suchantke: *Metamorphose. Kunstgriff der Evolution*, Stuttgart 2002.

Der Empiriker bildet sich selbst zum Instrument der Erkenntnis

Solche Kräfte hat Goethe in seiner eigenen Entwicklung – sozusagen am eigenen Leibe – tatsächlich erfahren. Das wurde im ersten Teil dieses Aufsatzes ausführlich geschildert. Diese Erfahrungen überträgt er nun aber nicht einfach im Sinne eines Anthropomorphismus auf die Pflanze, auch wenn er dieser bzw. der in ihr wirkenden Natur in gewisser Weise den Charakter eines handelnden Subjektes verleiht: »Wie sie [die Natur] mit unwiderstehlichem Trieb und kräftiger Anstrengung die Blumen bildet ...« (§7); »... und die Pflanze sich stufenweise feiner ausarbeitet« (§28) usw. Solche Formulierungen sind Ausdruck einer konsequent organismischen Auffassung der belebten Natur. Goethe lässt sich auf das Erleben von Qualitäten ein, die als Kräftewirksamkeiten auftreten. Und auf dieser Ebene kann er völlig empirisch den Bogen vom Erleben solcher Wirksamkeiten in der eigenen Biografie hin zu den andernorts in der belebten Natur wirkenden Kräften spannen. Wobei dies kein einseitiger Weg ist: Das Bemerkende von entscheidenden Entwicklungsvorgängen im eigenen Leben – im Wechselspiel von bewusster Herbeiführung und Hingabe an das, was geschieht – spielt sich vor dem Hintergrund seines Erkenntnisringens um das Pflanzenwesen ab. Wenn man sich in den im ersten Teil dieses Aufsatzes geschilderten Erfahrungsweg Goethes hineinversetzt, so spürt man geradezu die »Säfte« strömen. Man nimmt Teil an einem geistig-seelischen Stoffwechselgeschehen, in dessen Verlauf sich die Seele verfeinert und reinigt. Gerade hierin zeigt sich die Universalität der wirkenden Kräfte. Goethe bleibt ganz und gar Empiriker und bildet so gewissermaßen sich selbst zum Instrument aus, um Entwicklungsvorgänge in der Natur zu verstehen. Und nun, in dieser Gestaltung seines Erklärungsversuches, verbindet er sich noch auf einer anderen Ebene mit diesen Kräften: in der denkenden und bildschaffenden Tätigkeit selbst. Gegenüber den voritalienischen, noch mehr spekulativen Bemühungen ist das Denken hier auf eine neue Stufe gehoben.⁷

All dies muss man im Hintergrund haben, wenn man Goethes Beschreibung seiner entscheidenden Begegnung mit Schiller liest.⁸ Als Goethe im Nachgespräch über den beide nicht befriedigenden Vortrag des Botanikers Batsch Schiller die Metamorphose der Pflanzen vortrug und »mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen« ließ, wandte Schiller ein: »Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.« Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen ...: »Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe ohne es zu

7 Zu dem hier gemeinten bildgestaltenden Denken siehe auch: Stephan Stockmar: *Anthroposophie und Naturwissenschaft: Kampf wer gegen wen? Zu Andreas Delors »Kampf um Atlantis*, in *DIE DREI* 3/2005, S. 52ff und 5/2005, S. 66f.

8 Glückliches Ereignis, 1817; HA 10, S. 538ff.

wissen, und sie sogar mit Augen sehe.«⁹ – Goethe ist hier nicht einfach der naive Augenmensch, der Erfahrung und Idee nicht voneinander unterscheiden kann. Er pendelt zwischen beiden hin und her und steigert sie so zum Bild.¹⁰ In dieser Steigerung durch die bewusste Involvierung des erkennenden Subjektes selbst verliert sich auch die Trennung von ›objektiver‹ Erkenntnis und ›subjektiver‹ Moral. Das Erkennen selbst wird ›moralisch‹, d.h. unmittelbar in die Verantwortung des Erkennenden genommen. Hierin liegt die eigentliche Grenzüberwindung.

Was sich in dieser Abhandlung zeigt, ist offensichtlich mehr, als was Goethe in Sizilien entdeckt hat: die Identität der Teile, die Einheit in der Vielfalt – die »Urpflanze«. Wie bereits erwähnt, taucht dieser Begriff in der Abhandlung selbst gar nicht auf. In ihr geht es vor allem um die gesetzmäßige *Verwandlung* des einen in das andere – bei Wahrung der Identität. Verwandlung allerdings nicht des einmal geworden Blattes im Sinne einer physischen Kontinuität, sondern Verwandlung des Bildungsimpulses für das jeweils zeitlich aufeinander folgende im Prinzip immer gleiche Pflanzenorgan. »An allen Körpern die wir lebendig nennen bemerken wir die Kraft ihres gleichen hervorzubringen. Wenn wir diese Kraft geteilt gewahr werden bezeichnen wir sie unter dem Namen der beiden Geschlechter. ... Die Ausübung dieser Kraft nennen wir das Hervorbringen.«¹¹ Die Metamorphose beruht also auf dieser Kraft, »ihres gleichen hervorzubringen«. Unter bestimmten Bedingungen nimmt dieses im Prinzip jeweils Gleiche auf gesetzliche Weise sich unterscheidende Erscheinungsformen an: Es findet Entwicklung statt – »gleichsam auf einer geistigen Leiter, zu jenem Gipfel der Natur, der Fortpflanzung durch zwey Geschlechter«.

Der Zeitpunkt, zu dem Goethe der eigentliche Metamorphosedanke aufgegangen ist, lässt sich einigermaßen eindeutig bezeichnen, und zwar wiederum als biographische Situation.

Nach der Rückkehr aus Sizilien, wo ihm »die ursprüngliche Identität aller Pflanzenteile« aufgegangen war,¹² resümiert und erneuert er zunächst in Neapel unter dem Eindruck des »Wendepunctes« seine entscheidenden Erlebnisse im Süden Italiens und prägt sie sich als bleibende Bilder ein: die griechischen Tempel von Pästum (»die letzte und, fast möcht' ich sagen, herrlichste Idee, die ich nun nordwärts vollständig mitnehme«, Homers Odyssee (»Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von

9 S. 540f.

10 »Durch die Pendelschläge wird die Zeit, durch die Wechselbewegung von Idee und Erfahrung die sittliche und wissenschaftliche Welt regiert.« – Goethe: *Sprüche in Prosa*. Sämtliche Maximen und Reflexionen, Nr. *1.540. (S. 92), Frankfurt 2005. – Vgl. hierzu auch Jost Schieren: *Goethes meditatives Naturerkennen*, in: *Anthroposophie*. Mitt. a.d. anthr. Arbeit in Dt., Nr. 235 – Ostern 2006. Schieren stellt das hier Gemeinte von einer anderen Seite her dar.

11 Notizen aus Italien, in FA 24, S. 76f.

12 Der Verfasser teilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit, Erstdruck 1817; HA 13, S. 164.

Das Heilige mit dem Weltlichen verbinden

- 13 IR 17.5.1787, S. 323.
 14 IR 2.6.1787, S. 345f.
 15 Goethe widmet ihm im dritten Teil der IR einen kleinen, zwischen 1810 und 1829 entstandenen Aufsatz; S. 462ff
 16 IR 26.5.1787, S. 327f.
 17 Ebenda.
 18 IR Bericht August 1787, S. 392.
 19 IR Ende Juni, S. 354.
 20 IR 5.7.1787, S. 366; Hervorhebung im Original.
 21 IR 6.9.1787, S. 395.
 22 IR 22.2.1788, S. 518.
 23 IR 10.1.1788, S. 477.
 24 IR 23.8.1787, S. 386.
 25 »Störende Naturbetrachtungen« IR S. 376ff.
 26 IR 28.9.1787, S. 400. In diesem Zusammenhang sind vielleicht die überlieferten botanischen Notizen aus Italien entstanden; vgl. LA9.A, S. 61.

Es kommt nicht aufs Denken, es kommt aufs *Machen* an

den Augen gefallen«), und den Vesuv.¹³ An seinem letzten Abend in Neapel sieht er aus dem Fenster eines Schlosses bei hereinbrechender Dämmerung und aufgehendem Vollmond auf den feuerspeienden Berg – »und ich erblickte, was man in seinem Leben nur einmal sieht«.¹⁴

In dem nun offensichtlich stärker zusammenfassend gestalteten Bericht heißt es über den Heiligen Philippus Neri (1515-1595) – »ein tüchtiger, gottesfürchtiger, energischer, tätiger Mann«¹⁵ –, dass dieser wie Luther den Gedanken hatte, »das Geistliche, ja das Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmlische in das Säkulum einzuführen und dadurch ebenfalls eine Reformation vorzubereiten«.¹⁶ Man muss vermuten, dass es Goethe nun genau darum ging: als tätig erkennender Mensch das Himmlische mit dem Irdischen (wieder) zu verbinden. »Denn hier liegt doch ganz allein der Schlüssel, der die Gefängnisse des Papsttums öffnen und der freien Welt ihren Gott wiedergeben soll.«¹⁷ – In diesem Bild taucht mittelbar wieder das Motiv von Goethes eigener Flucht aus seinem »Exil« auf, das ja sicherlich nicht nur in den äußerlichen Verhältnissen in Weimar bestand. Nun, wo er in Sizilien den »Schlüssel zu allem« gefunden hat, sieht er die Welt tatsächlich neu, und stellt sich in sie auch auf neue – tätige – Weise hinein.

Anfang Juni geht er nach Rom zurück und gibt sich in den nächsten Monaten, bis zum Frühjahr 1788, einer »kontemplativ tätigen, geschäftigen Ruhe« hin.¹⁸ »Meine Kenntnisse, meine kleinen Talente, müssen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden [...] Mein Auge bildet sich unglaublich, und meine Hand soll nicht ganz zurückbleiben.«¹⁹ »... und es kommt nicht aufs Denken, es kommt aufs *Machen* an«.²⁰

Er übt sich im Zeichnen, Malen und Modellieren und im Betrachten von Kunstwerken: »Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. ... da ist Notwendigkeit, da ist Gott.«²¹ Um schließlich festzustellen, »daß ich eigentlich zur Dichtung geboren bin«.²²

Er studiert die menschliche Gestalt bis in die Anatomie und Osteologie: »Ich bin nun recht im Studio der Menschengestalt, welche das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Tuns ist.«²³ Und er verfolgt auch sonst sein »hartnäckig Studium der Natur«,²⁴ beobachtet das Keimen von Opuntie, Acanthus und Pinie,²⁵ und erklärt Karl Philipp Moritz sein Pflanzensystem.²⁶

Nicht zuletzt aus seinem ›handgreiflichen‹ Üben heraus erschließt sich ihm auch ein neuer Aspekt des Pflanzenwesens. Nachdem er den Bericht von seinem Erlebnis im Garten von Palermo noch einmal zitiert hat, fährt er fort:

Es war mir nämlich aufgegangen, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keime so unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andere nicht denken darf. Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich süßen Zustand versetzt.²⁷

Wenig später heißt es: »Ich glaube dem *Wie* der Organisation sehr nahe zu rücken.«²⁸ Nun klingt zum ersten Mal nicht nur die allem zugrunde liegende Ähnlichkeit, sondern auch das Verwandlungselement an, das dem Blatt innewohnt, also von innen her wirksam und tätig ist. – Ob diese Bemerkungen erst nachträglich beim Redigieren seiner Aufzeichnungen und Briefe (also nach 1814) hinzugefügt wurden, muss offen bleiben.

Während dieses zweiten römischen Aufenthaltes kommt Goethe immer mehr zu sich. Gleich zu Beginn vermeldet er, »ich finde mich immer mehr in mich zurück und lerne unterscheiden, was mir eigen und was mir fremd ist. Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein und wachse von innen heraus.«²⁹ »Ich fühle, daß sich die Summe meiner Kräfte zusammenschließt«³⁰ Dabei fängt er nun an, »von andern lernen und annehmen zu können.«³¹ »Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neugeboren war, so fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu sein.«³² Was sich während seines ersten Aufenthaltes in Rom im Innern umgeschmolzen und anfänglich konsolidiert hat, tritt nun in einen tätigen Austausch mit der Welt. »Da, auf dem Punkte der Wirkung meines Wesens, fühl' ich die *Gesundheit* meiner Natur und ihre *Ausbreitung* ...«³³ »Ja, ich kann sagen, daß ich die höchste Zufriedenheit meines Lebens in diesen letzten acht Wochen genossen habe ...«³⁴ »In Rom hab' ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst glücklich und vernünftig geworden ...«³⁵ – »Freut euch mit mir, daß ich glücklich bin«,³⁶ heißt es bereits im September, aber auch, »daß ich ein Mensch bin, der von der Mühe lebt.«³⁷ – Gehört also Goethe nun endlich doch zu den Leuten »in der Mündung des Stroms«?³⁸

27 IR Bericht Juli, S. 375; siehe auch die Notizen aus Italien: FA 24, S. 72ff; vgl. auch Andreas Suchantke (Fußnote 6), S. 33ff.

28 IR 28.8.1787, S. 389.

29 IR 16.6.1787, S. 350.

30 IR 23.8.1787, S.386.

31 IR 20.7.1787, S. 370.

32 IR 21.12.1787, S. 446.

33 IR 25.12.1787, S. 447.

34 IR 14.3.1788, S. 528.

35 IR 14.3.1788, S. 530.

36 IR 6.9.1787, S. 396.

37 IR 12.9.1787, S. 396.

38 Peter Sloterdijk: Die Atemlosigkeit der Moderne. Interview von M. Walid Nakschbandi in Cicero 10/2005; siehe erster Teil in die Drei 4/2005, S. 11.

**»Freut euch mit mir,
daß ich glücklich bin«**

Im März 1788 beschäftigt er sich nach langer Zeit erstmals wieder mit seinem Faust, entwirft eine neue Szene (den Pakt mit Mephisto) und ist merkwürdig davon berührt, »wie sehr ich mir gleiche und wie wenig mein Innres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat«. ³⁹ Das hat sicherlich weder etwas mit einem Gefühl des Stehengeblieben- noch des Angekommenseins zu tun. Nun, da die endgültige Rückreise unmittelbar bevorsteht, entdeckt Goethe durch alle Verwandlung hindurch seine eigene »ursprüngliche Identität«!

**»Rückwendung in
sein eigen Ich/ Haupt-
sächlich Fortschritt«**

Am 23. April 1788 verlässt Goethe Rom nach Norden Richtung Weimar, wo er am 18. Juni wieder eintrifft – eindreivierteil Jahre, nachdem er es verlassen hatte. ⁴⁰ Von dieser Rückreise hat sich ein Notizheft erhalten, in dem Goethe unsystematisch Aufzeichnungen der verschiedensten Art vorgenommen hat. ⁴¹ Dort findet sich der folgende versförmige Eintrag:

»Rückwendung in sein eigen Ich
Hauptsächlich Fortschritt.
Rückwendung Knoten
Fortschritt Geschlecht«⁴²

39 IR 1.3.1788, S. 525.

40 Am 3. September 1786 hatte er seine Flucht von der westböhmischen Kurstadt Karlsbad aus angetreten, in der er sich öfters aufgehalten hatte.

41 Lieselotte Blumenthal: *Ein Notizheft Goethes von 1788*, Weimar 1965 (Schriften der Goethe-Gesellschaft 58. Band). Dieser Band enthält das Faksimile der Handschrift, eine Transkription des Textes, Erläuterungen sowie ein ausführliches Nachwort.

42 Transkription S. 41; Unterstreichungen im Original.

43 Ebenda, S. 38; die Reihenfolge der Eintragungen ist offensichtlich keine chronologische.

44 Blumenthal S. 80 und 103.

45 Vgl. die heutige Debatte um Kreationismus und Intelligent Design; siehe David Auerbach und Stephan Stockmar in DIE DREI 4/2006.

An anderer Stelle heißt es: »Wie ein Wesen so determiniert ist daß es indem es wächst durch eine Rückwendung in sein eigen selbst seines gleichen hervorbringen muß so brauchts aller praeformat[ion] und praexistenz nicht.«⁴³ Aufgrund von notierten Seitenzahlen muss man annehmen, dass sich diese und weitere Eintragungen auf die Auseinandersetzung mit einer 1788 erschienenen Schrift von Eugène Louis Melchior Patrin bezieht, die sich in Goethes Bibliothek befindet: »Zweifel gegen die Entwicklungstheorie«. Er hat sie sich vermutlich auf der Durchreise durch Nürnberg, wo er sich vom 13. bis zum 16. Juni aufgehalten hatte, erworben und auch sofort gelesen.⁴⁴ Goethe ist sich mit dem Autor in der Ablehnung der damals vorherrschenden Präformationstheorie einig, die davon ausging, dass im Samen bzw. Ei bereits der fertig ausgeformte Organismus in – nur mehr oder weniger unsichtbarer – Miniaturform vorhanden sei. Im Sinne dieser noch in der alten Physikotheologie wurzelnden Theorie wurde Entwicklung bzw. Evolution als bloße ›Auswicklung‹ eines Vorhandenen verstanden, während die Epigenese-Theorie, der Goethe zuneigte, die Möglichkeit der Entstehung eines Neuen aus ungeformtem Stoff annahm.⁴⁵ Eben

aus diesem Grunde hat Goethe die von der Präformationstheorie belegten Begriffe Entwicklung und Evolution weitgehend gemieden und für das von ihm Gemeinte den Begriff der Metamorphose geprägt.⁴⁶

In diesen Einträgen bezieht sich Goethe aber auch auf seine eigenen in Italien gemachten »Störenden Naturbetrachtungen« und die sich an diese anschließenden Hypothesen, in denen er seine schon früher angedeutete ›Säftelehre‹ wieder aufgreift.⁴⁷ Vor allem aber knüpft er in obigen Zeilen eine Verbindung, die den Ausgangspunkt für meine hier ausgeführte ›Hypothese‹ bildet: Er parallelisiert die eigene Entwicklung unmittelbar mit der der Pflanzen!

Wenn Goethe hier von »Fortschritt« schreibt – das geht aus dem Zusammenhang hervor –, so meint er nicht Fortschritt im Sinne der Sloterdijkschen »Aufbruchsautomatik«,⁴⁸ eines ›Weiter, Höher, Schneller‹ als Fortschreibung des Gewordenen bis hin zur Besinnungslosigkeit. Es ist ein Fortschritt, wie er aus der Rückwendung entstehen kann, die ihrerseits nicht einfach ein Zurück zu den Ursprüngen meint. Es geht um ein Erfassen der »ursprünglichen Identität«, die ja kein Zustand, sondern vor allem Potentialität ist, die im Falle der Pflanzen alle bisherigen und zukünftigen Blattgestalten (für die wir »ein allgemeines Wort haben müssten«) ebenso als Möglichkeit umfasst, wie im Falle der menschlichen Individualität alle bisherigen und zukünftigen Erscheinungsformen des Ich, des eigentlichen Wesenskerns. Dieses verbindende, das Gewordene integrierende und zugleich Neues ermöglichende Moment ist der Ausgangspunkt alles Schöpferischen, das in Pausen der Sammlung, Besinnung und Selbstvergewisserung (und nicht einfach des »Ankommens«), in Momenten der äußersten Zusammenziehung und Konzentration nach innen (also nahezu des Gegenteils von solchen der »Mündung«) immer wieder aufgesucht werden muss, um fortschreiten zu können. In solcher Rückwendung zum Ursprung geschieht die entscheidende Befruchtung. »Die Ausübung dieser Kraft nennen wir das Hervorbringen«. So kann aus dem Gewordenen immer wieder das werdende hervorbrechen. Das, was werden kann, ist nicht vorprogrammiert. Und doch geschieht es wie eine fortschreitende ›Selbstverwirklichung‹, die sich in der Auseinandersetzung mit der Welt vollzieht. Die von Goethe beschriebene Verwandlung und Reinigung ist nicht nur ein Abstreifen der rohen Materie, sondern beinhaltet deren Umwandlung durch Aneignung und Verinnerlichung. Entwicklung

46 Hierzu vgl auch Wolfgang Schad, s.o. Fußnote 6.

47 Notizen aus Italien in Frankfurter Ausgabe (FA) 24, S. 72ff. Dort heißt es z.B. S. 81f: »Die Blätter müssen die wäßrige Feuchtigkeit abziehen vielleicht modifizieren. Was das Erdreich der Wurzel ist wird nachher die Pflanze den feinem Gefäßen die sich in der Höhe entwickeln und aus der Pflanze die feinem Säfte aussaugen.« – Auch hier stehen wir wieder vor dem Phänomen des »Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt ..., aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, dass sie für neu gelten können«; vgl. Teil I.

48 Siehe Fußnote 38.

in diesem Sinne beruht auf konkreter Erfahrung und Fähigkeitsbildung an der Welt und für die Welt.

Wenn Goethe hier die eigene Entwicklung mit der der Pflanze in eine ausgesprochene Beziehung bringt, so ist das nicht etwa nur ein bildhafter Vergleich. Wir haben gesehen, wie er, als er nach Italien aufbrach, bereits um die Erkenntnis des Pflanzenwesens rang, aber in seiner »botanischen Philosophie stecken geblieben« war. Dadurch, dass er sich nun allen Spekulationen gegenüber Zurückhaltung auferlegte – im Sinne einer positiven Resignation –, erschließt sich ihm die Pflanzenwelt noch einmal ganz neu in ihrer ganzen Fülle. Und zugleich vollzieht er nach Innen hin eine tiefgreifende Verwandlung, aus der heraus er das hinsichtlich der Pflanzenwelt bereits Geahnte an sich selbst als Wirklichkeit erleben kann: Sein eigenes Leben ist ihm nun zum Instrument geworden, um das Pflanzenwesen zu verstehen. – Rudolf Steiner fasst einen entsprechenden Vorgang für seine eigene Person in der autobiographischen Schrift »Mein Lebensgang« zusammen: »So sagte ich mir: die ganze Welt, außer dem Menschen, ist ein Rätsel, das eigentliche Welträtsel; und *der Mensch ist selbst die Lösung.*«⁴⁹ – Auf einem solchen Wege wird Erkenntnis zu einem Ereignis, das Welt und Mensch gleichermaßen umfasst. Der Mensch wird zu einem konkreten Bindeglied zwischen diesseitiger und jenseitiger Welt, überwindet den Dualismus und so entsteht im Akt des Erkennens eine monistische Situation. Erkenntnis in diesem Sinne ist nicht länger etwas von außen und nachträglich an die gewordene Welt Herangetragenenes, sondern verbindet sich in selbst vollzogener Rückwendung mit der »ursprünglichen Identität« – der eigenen wie der (im Falle Goethes) des Pflanzenwesens – und schafft aus dieser Begegnung einen Ausgangspunkt für Neues. Welterkenntnis und Selbsterkenntnis bedingen sich wechselweise.

Reifung in der Einsamkeit

Im Moment des Niederschreibens der obigen Sätze in sein Notizbuch befindet sich Goethe selbst in einer entscheidenden Rückwendung, an einem echten Knotenpunkt – äußerlich wie innerlich. Zwei Tage später trifft er in Weimar ein, dass er im Herbst 1786 fluchtartig verlassen und in dem er sich zuletzt wie im Exil gefühlt hatte. In dieses kehrt er nun wieder zurück – freiwillig, doch ohne eine klare Perspektive zu haben, ja, vielleicht nicht einmal eine konkrete Erwartung. Klar ist nur: In die Administration des Herzogtums wird er nicht wieder in dem Maße einsteigen wie früher. Und das Verhältnis zu Frau von

49 GA 28, S. 319; Hervorhebung im Original.

Stein, der er zwar sein Reisetagebuch bis in die tägliche Anrede hinein gewidmet hat, wird auch nie wieder so sein wie in den vergangenen zwölf Jahren. Trotz einer offensichtlichen Krise in ihrer Beziehung (deren wirklicher Charakter auch während der besten Zeiten nur schwer zu greifen ist) war sie über seine auch ihr gegenüber verschwiegenen Abreise tief verletzt und hat ihre an ihn gerichteten Briefe aus der voritalienischen Zeit zurückgefordert.⁵⁰ – Was die Zukunft betrifft, weiß Goethe nur, »daß ich eigentlich zur Dichtung geboren bin«. Trotzdem sehnt er sich nach seinen Freunden dort, hofft, dass sie sich für seine Erlebnisse und gemachten Erfahrungen interessieren, dass sie von ihm, dem Wiedergeborenen, reichliche Belehrung wünschen. Doch darin hat er sich getäuscht.

Im Rückblick auf das »Schicksal der Handschrift« seines Versuchs zur Erklärung der Metamorphose der Pflanzen schreibt er:

Aus Italien dem formenreichen war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorne schien sie zu beleidigen, ich vermißte jede Teilnahme, niemand verstand meine Sprache. In diesen peinlichen Zustand wußt' ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß, an welche sich der äußere Sinn gewöhnen sollte, der Geist erwachte sonach, und suchte sich schadlos zu halten.⁵¹

Ganz anders als in Rom, das er voll froher Erwartungen erreicht, wo alle neuen Erfahrungen auf einen gut vorbereiteten fruchtbaren Boden treffen und sich die Wiedergeburt, obwohl sie von innen heraus geschieht, quasi lebensmäßig vollzieht – durch die äußeren Bedingungen ermöglicht –, steht er nun in voller Einsamkeit da und ist ganz auf sich selbst verwiesen. Von außen kommt ihm nichts entgegen. Jetzt liegt es nur an ihm, die reichen inneren Schätze, für die sich seine Umgebung zunächst so gut wie nicht interessiert, in eine ihnen gemäße Form zu bringen. So entstehen aus der »Rückwendung in sein eigen Ich« – und damit aus dem ganzen Menschen heraus geboren – die drei eingangs erwähnten Schriften als reife Früchte der Italienischen Reise:

»Im Laufe von zwei vergangenen Jahren hatte ich ununterbrochen beobachtet, gesammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden gesucht.« Um die »höchste Kunst«, die der Grie-

50 Am Ende ihres Lebens hat Charlotte von Stein (1742-1827) diese Briefe auch verbrannt. Vgl. Helmut Koopmann, *Goethe und Frau von Stein. Geschichte einer Liebe*, München 2002.

51 1817; HA 13, S. 102.

Autorennotiz:

STEPHAN STOCKMAR, geb. 1956. Besuch der Freien Waldorfschule in Hamburg-Wandsbek. Studium der Biologie und Geografie in Hannover, Promotion über ein pflanzenökologisches Thema. Referent für Umweltfragen. 1990-2000 Kulturarbeit im Rudolf Steiner Haus Frankfurt a. M. Seitdem verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift DIE DREI. Veröffentlichung diverser Aufsätze, u.a. über Goethe, die Entwicklungsfrage und das Spannungsfeld von Anthroposophie und Naturwissenschaft sowie zur Kunst. – Adresse: Redaktion DIE DREI, Alt-Niederursel 45, 60439 Frankfurt, E-mail: stockmar@diedrei.org.

chen, geht es in »Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stilk« (1788). »Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild, als Muster alles künstlichen hervorzubringen.« So entstand der wissenschaftliche »Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären« (1790). »Das dritte was mich beschäftigte waren die Sitten der Völker.« Daraus geht etwas hervor (»Römischer Karneval«, 1789), »was weder Kunst noch Natur, sondern beides zugleich ist, notwendig und zufällig, absichtlich und blind. Ich verstehe die menschliche Gesellschaft.«⁵²

52 Schicksal der Handschrift; HA13, S. 102.